

Zum Geleit

Liebe Freunde unseres Instituts!

Im letzten Heft des Vorjahres hat unser zweiter Vorsitzender, Herr Professor Hampel, darauf hingewiesen, dass unser Institut bereits seit sieben Jahren in Nidda diese Mitteilungen Haus Königstein herausbringt. Dass viele Leser sie schätzen, zeigte die Übergabe der Plakette der Hausnerstiftung Deutschland am 13. Dezember 2013 an den ersten Vorsitzenden des Instituts, Herrn Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl, im Rahmen einer gut besuchten Feier im Sudetendeutschen Haus in München.

Uns Mitarbeiter im Institut hat dabei besonders gefreut, dass Dr. Stingl diese Ehrung gemeinsam mit dem langjährigen Präsidenten der Sudetendeutschen Bundesversammlung, Dr. Werner Novak, bekam und dass bei beiden Preisträgern ihre heimatpolitische Arbeit für die Volksgruppe hervorgehoben wurde. Das betonte auch die Witwe des Stifters dieser Auszeichnung, Frau Hermine Hausner, nicht nur bei der Übergabe in München, sondern auch in einem persönlichen Brief an die Mitarbeiter des Instituts. Das soll uns Ansporn sein, unsere Arbeit noch besser fortzuführen und vieles von dem, was nach der Tragödie der Vertreibung geleistet wurde, nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Deshalb haben wir auch Herrn Dr. Winkler gebeten, über seine Erfahrungen bei der Kinderverschickung nach Belgien Anfang der fünfziger Jahre zu berichten. Man kennt noch die Ostpriesterhilfe des Speckpaters Werenfried, gegründet 1947, aus der das heute weltweite in über 140 Ländern segensreich wirkende Hilfswerk Kirche in Not erwuchs. Der legendäre Speckpater deutete die Zeichen der Zeit, sah die geistige und leibliche Not der Vertriebenen und half überall, wo er konnte. Daher werden wir auch in diesem Jahr mit Kirche in Not wieder eine gemeinsame Wallfahrt vom 4. bis 10. Mai 2014 durchführen.

Über Pfingsten werden wir auch wieder mit einem Informationsstand am Sudetendeutschen Tag vertreten sein, bei dem am Pfingstsonntag der Prager Weihbischof, Václav Malý, den Festgottesdienst zelebrieren wird. Der damals noch amtsbehinderte und von den Kommunisten schikanierte Priester Václav Malý hatte am 5. Dezember 1989 mit Pavel Bergmann vom Prager Bürgerforum das erste Gespräch mit Vertretern der Sudetendeutschen Landsmannschaft aus München geführt, das Adolf Hampel und Rudolf Grulich vermittelt hatten. Dabei schenkte die sudetendeutsche Delegation Václav Malý ein Messgewand und Grulich sprach die Hoffnung aus, dass Malý bald wieder als Priester wirken kön-

ne. Seine erste Seelsorgestelle war dann die Prager Kirche St. Gabriel, in der Malý bei der Messe am Dreikönigstag 1990 das Messgewand als Geschenk der Sudetendeutschen vorstellte. Sein Freund Pavel Bergmann ist inzwischen verstorben, aber seine Bibliothek, die uns sein Sohn überließ, ist heute bei uns in Nidda zugänglich.

Die Wegweiser für 2014 hat die Mitgliederversammlung 2013 aufgestellt, als bei den Vorstandswahlen der Vorstand einstimmig bestätigt wurde. Als Berater und Schatzmeister in einem erweiterten Vorstand wurde Wolfgang Neudörfel gewählt, ein Mann der ersten Stunde, der uns seit dem Umzug nach Nidda als ehrenamtlicher Mitarbeiter geholfen hat. Unser kleines Institut in Nidda, das schon als „Sudetendeutsche Oase in Oberhessen“ bezeichnet wurde, ist aber nicht nur eine Sache des Vorstandes und der Mitarbeiter, sondern vor allem eine Aufgabe vieler Freunde und Wohltäter. Um Ihre Mithilfe möchte ich Sie deshalb weiterhin bitten und verbleibe mit herzlichen Grüßen

Ihre

Angelika Steinhauer



Bereits am 5. Dezember 1989 kam es in Prag zu einem Gespräch von zwei Vertretern des Bürgerforums mit Vertretern der Sudetendeutschen Landsmannschaft: von links nach rechts Václav Malý, heute Weihbischof in Prag, der Auschwitz-Überlebende Pavel Bergmann (gest. 2005), Adolf Hampel und Horst Löffler

Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl mit Hausner-Plakette ausgezeichnet



Die beiden Preisträger Dr. Wolfgang Stingl und Dr. Werner Nowak mit Frau Hermine Hausner und dem Vorstand der Hausnerstiftung Deutschland Dr. Hans Mirtes

Am Freitag, dem 13. Dezember 2013, konnte Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl in einer würdigen Feierstunde in München die ihm von der Hausner-Stiftung verliehene Urkunde mit Plakette in Empfang nehmen. Diese wurde ihm von Frau Hausner, die eigens zu diesem Anlass aus Amerika angereist war, überreicht. Er wurde mit einem zweiten Preisträger, Herrn Dr. Werner Nowak, Landesobmann von Baden-Württemberg und Alterspräsident der Bundesversammlung, für seinen heimatpolitischen, kulturellen und wissenschaftlichen Einsatz im Rahmen der sudetendeutschen Volksgruppe geehrt.

Die Laudatio für Dr. Stingl hielt der zweite Vorsitzende des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Professor Dr. Adolf Hampel. Er würdigte die Arbeit von Dr. Stingl in einem brillant vorgetragenen Resümee und wies auf die Vielfältigkeit seines Tätigkeitsbereiches hin. Sei es als 1. Vorsitzender des Instituts für Kirchengeschichte, als Vertriebenenseelsorger der Diözese Mainz oder sein Einsatz für das Jüdische Museum in Nidda, dem er dort eine Heimat gegeben hat.

Die Laudatio für Dr. Nowak hielt der Verleger Dr. Herbert Fleißner. Durch das Programm führte Dr. Hans Mirtes, der Vorsitzende der Hausner-Stiftung Deutschland. Ein heimatpolitisches Grußwort mit grundsätzlichen Aussagen zur aktuellen Problematik der Versöhnung zwischen Deutschen und Tschechen sprach Claus Hörrmann als Mitglied des Bundesvorstandes der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Frau Hermine Hausner begrüßte herzlich in ihrer sympathischen Art die Anwesenden und stellte die von ihr und ihrem verstorbenen Mann gegründete Stiftung vor. Sie betonte, dass sie froh darüber sei, so den verdienstvollen Einsatz der Preisträger für die Volksgruppe unterstützen und würdigen zu können.

Den Festvortrag hielt Bernd Posselt, Sprecher der sudetendeutschen Volksgruppe, der direkt von einer Sitzung des Europaparlaments von Straßburg kam. Er zeigte an einigen Beispielen der vergangenen Sitzungswoche, wie wichtig und gegenwärtig das Vertriebenenthema in der europäischen Politik sei. Musikalisch wurde das Programm von dem Egrensis Blechbläserquintett unter der Leitung von Herrn Hermann F. Sehr umrahmt, das mit seinen Darbietungen das Publikum in dem vollbesetzten Adalbert-Stifter-Saal des Sudetendeutschen Hauses begeisterte. Zum Abschluss folgte der Dank der Preisträger.

Aufruf in eigener Sache

Wir möchten an dieser Stelle **allen Spendern** herzlich danken, denn ohne diese Unterstützung könnten wir unsere Mitteilungen nicht versenden. Die Kosten für den Unterhalt unseres Hauses, aber auch für Druck und Versand steigen ständig. Es steigen aber auch die Anfragen in unserem Institut, was das gestiegene Interesse an Fragen unserer alten Heimat beweist.

Daher unsere Bitte an **alle Leser**:

Bedenken Sie dies bitte und unterstützen Sie uns durch Ihre Spende. Schon ein kleiner Betrag hilft uns sehr!

Unser Spendenkonto:

269444 602 Postbank Frankfurt am Main
BLZ: 500 100 60
IBAN: DE51 5001 0060 0269 4446 02
BIC: PBNKDEF

Damit wir Ihnen eine Spendenbescheinigung senden können, vermerken Sie bitte Ihre Anschrift auf dem Überweisungsformular.

Vielen Dank!

Als Flüchtlingskind ein halbes Jahr in Belgien

Als im Vorjahr des 100. Geburtstags von Pater Werenfried van Straaten gedacht wurde, haben uns in Nidda auf unserem „Speckpater-Platz“ verschiedene Besucher von Begegnungen mit dem Gründer der Ostpriesterhilfe und der von ihm geleisteten Hilfe für die Vertriebenen berichtet. Da 1951 von Nidda aus der erste Kapellenwagen in der Oberhessischen Diaspora seine Missionen hielt, ist bei vielen Katholiken die Erinnerung an Kapellenwagenmissionare aus Belgien und Holland und an Patenschaften von belgischen Gemeinden für ostdeutsche Priester lebendig. Damals wurden auch Kinder aus Vertriebenenfamilien nach Belgien zur Erholung geschickt.

Herr Dr. Adolf Winkler, der unsere Mitteilungen redigiert und lektoriert, verbrachte damals ein halbes Jahr in Belgien und hat uns darüber den folgenden Erinnerungsbericht zukommen lassen.

Immer schön ‚Grüß Gott‘ sagen und nicht schnippeln!

Das waren die Verhaltensmaßregeln meiner Familie, besonders meiner Tanten, die mir auf meine erste große Reise mitgegeben wurden (mit „schnippeln“ war das Hochziehen der Nase gemeint, was bei Kindern ja sehr beliebt ist). Damals im Juni 1952 war ich gerade einmal ein acht Jahre altes „Flüchtlingskind“ und sollte für ein halbes Jahr von Gambach in Oberhessen nach Belgien zur Erholung fahren.

Von Belgien hatte ich natürlich schon einmal gehört, wenn ich auch nicht genau wusste, wo das Land lag. Ab und zu wurden durch die Kirchengemeinde Nahrungsmittel wie Hartkäse und Milchpulver (für die Kinder auch Leckereien) oder auch gebrauchte aber noch gut tragbare Kleidungsstücke verteilt. Alle diese Kostbarkeiten kamen aus Belgien. Dabei wurde auch von „Königstein“ der „Ostpriesterhilfe“ und vom „Speckpater“ Werenfried van Straaten geredet. Der „Speckpater“ war mir schon als kleiner Junge ein Begriff. Er hatte einmal (Januar 1951) in Gambach in der evangelischen Kirche gepredigt (die katholische Kirche war erst in der Planung), dabei ging auch sein berühmter, schon arg zerbeulter „Millionenhut“ durch meine kleinen Hände.

Und im Frühjahr 1952 lief dann die Aktion Kindererholung an. Zuerst ging es nur um Kinder aus Flüchtlingslagern und Bunkern, die bei belgischen Familien, besonders aus den deutschsprachigen belgischen Ostkantonen um Eupen und St. Vith, ein halbes Jahr verbringen sollten, um ihre tristen Lebensumstände etwas zu vergessen. Die Aktion wurde dann aber ausgeweitet auch auf Kinder, die nicht in La-

gern oder Bunkern wohnten. Die Wohnverhältnisse waren damals ja überall sehr beengt; wir, unsere Mutter, unsere Großmutter, meine jüngere Schwester und ich wohnten zusammen in einem Zimmer von ca. 20 m².

Die deutschsprachige belgische Regionalzeitung *Grenz-Echo* aus Eupen wird zum Sprachrohr und Propagandisten für Pater Werenfried, die Ostpriesterhilfe und die Anstalten in Königstein. Es ergeht ein Aufruf zur Aufnahme von Flüchtlingskindern und ein Spendenaufruf zur Deckung der Reise- und sonstigen Unkosten.

Am 16. Februar 1952 erscheint die Zeitung mit einer 5-spaltigen Überschrift über die ganze Seite: „Schon 185 BunkerKinder eingeladen“. Die Gesamtsumme der bisher in den Kirchengemeinden gesammelten Spenden betrug 46 275 Franken. Das waren damals nominell ca. 5000 DM, also etwa das 10-fache Monatsgehalt eines nicht ganz kleinen Angestellten.

Am 22. März wird berichtet, dass endgültig 300 Einladungen an Flüchtlingskinder vorliegen und keine weiteren Meldungen mehr angenommen werden. Es wird auch über die Verteilung der Kinder auf einzelne Ortschaften berichtet. In die Dekanate Malmedy und St. Vith kommen 278 Kinder, der Rest in die Dekanate Eupen und Montzen, darunter ein Kind nach Sippenaeken und das werde ich sein.

Am 21. Juni heißt es in der Zeitung: „Die Ankunft der Ferienkinder erfolgt am Freitag, dem 27. Juni um 20:20 Uhr in Herbesthal [Anm. d. Verf.: belgischer Grenzbahnhof hinter Aachen]. Die Pflegeeltern werden eingeladen, die Kinder abzuholen.“ Es folgen die Orte und die Abholzeiten. In derselben Ausgabe wird berichtet, dass „wiedereingeladene österreichische Kinder“ am 24. Juni in St. Vith ankommen und dort bei der Bischöflichen Schule abgeholt werden können.

Bei den Kindern, die am 27. Juni ankamen, handelte es sich jedoch um 150 „ungarische“ (eher wahrscheinlich ungarndeutsche) Flüchtlingskinder, die sechs Monate in Belgien verbringen sollten (*Grenz-Echo* vom 28. Juni 1952). An der Berichterstattung der Zeitung zeigt sich, dass gleichzeitig mehrere solcher Kindererholungsaktionen parallel laufen und die Zeitung sie manchmal selbst nicht mehr auseinander halten kann.

Gleichfalls am 28. Juni finden wir in der Zeitung jedoch einen Artikel mit der Überschrift „Ein Dankesbrief“. Hier wird ein Brief abgedruckt, den der Flüchtlingspfarrer von Ulrichstein im Vogelsberg an Herrn Prof. Promper sandte. Dieser war Lehrkraft an der bischöflichen Schule in St. Vith und hatte im Januar 1952 auch Gambach besucht. In dem Brief bedankt sich Pfarrer H. Ullrich für die liebevolle Aufnahme, die 14 Flüchtlingskinder aus seiner Pfarrei bei Familien in den Ostkantonen erfahren haben. Diese Kinder kamen wahrscheinlich mit dem Transport an, der am 11. Juni 1952 in Frankfurt abging

und bei dem auch ich mich befand. In der Zwischenzeit hatten alle Kinder ihrem Pfarrer schon geschrieben und begeistert von dem „guten Essen“ und „den schönen großen Kirchen, in die so viele Leute gehen“ berichtet. Der Pfarrer schreibt weiter: „Ich freue mich natürlich sehr, vor allem darüber, dass diese Kinder aus der Kälte der Diaspora in die Atmosphäre eines regen, katholischen Lebens kommen und religiöses Brauchtum in Familie, Schule und Kirche kennen lernen. Ich glaube eine ganz neue Welt wird sich diesen Kindern auftun.“

Genau diese neue Welt tat sich für mich schon bei der Abreise am Frankfurter Hauptbahnhof auf. Frühmorgens waren wir (zusammen 12 Kinder aus der Lokalkaplanei Gambach und ich war der Jüngste) mit der Eisenbahn aus Gambach, natürlich 3. Klasse, nach Frankfurt aufgebrochen, vom Hauptbahnhof aus sollte der Kindersonderzug nach Belgien gehen. Schon viele Kinder warteten. Jedes Kind hatte zur Identifizierung eine Karte aus Karton umhängen. Ich kam zur orangefarbenen Gruppe. In der Bahnhofsmission wurden wir mit heißer Schokolade gestärkt, dann hieß es Abschiednehmen und der Zug wurde bestiegen. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Der Zug bestand vollständig aus Wagen der 1. und 2. Klasse mit gepolsterten Abteilen.

Die Reise ging über Köln und Aachen; den Rhein entlang gab es für uns Kinder viel zu sehen. Unterwegs versuchten die Betreuerinnen uns zu erklären, wohin die Reise eigentlich ging. Der Name des Zielorts Eupen – er wurde in dem singenden niederfränkischen Tonfall ausgesprochen, wie er für die Aachener Gegend typisch ist – klang für mich fast wie Alpen; ich schaute nach hohen Bergen aus, aber ich musste mich wohl verhört haben. In Herbesthal war die Zugreise zu Ende, von dort ging es mit Bussen ca. 5 km nach Eupen, wo schon unsere zukünftigen Pflegeeltern warteten.

Der schlanke Herr und die nicht ganz so schlanke Dame, die sich um mich bemühten, waren mir eigentlich vom ersten Augenblick an sympathisch. Ich durfte sie Onkel Franz und Tante Gertrud nennen. Nachdem wir noch bei Tante Lenchen und Onkel Klaus in Kettenis (Nachbarort von Eupen) vorbeigeschaut hatten, fuhren wir noch ca. 20 km mit dem Bus Richtung Sippenaeken. Die letzte Strecke von Gemmenich hinunter ins Tal der Göhl, wohin kein öffentlicher Nahverkehr mehr führte und wo das Haus vor der Brücke über den Fluss mein Zuhause für das nächste halbe Jahr werden sollte, legte ich bei beginnender Dämmerung auf dem Gepäckträger von Onkel Franzens Fahrrad zurück. Bei dieser abendlichen Fahrt begriff ich erst, was heute alles passiert war, und heimlich konnte ich ein paar Tränen vor Heimweh vergießen. Niemand hat es bemerkt.

Der Tag war lang und anstrengend gewesen und ich hatte nach einem kurzen Abendessen nichts dagegen, ins Bett zu gehen. Das war



*Unsere Familie
vor dem Haus*

auch ein ganz neues Gefühl, Tante Gertrud brachte mich in ein Zimmer, ausgestattet mit schönen glänzenden Massivholzmöbeln, das große Bett mit gedrechselten Kugeln auf den Eckpfosten und weiß bezogen mit dickem „Plumeau“ und Paradekissen. Hier lernte ich sogleich, dass diese Bettausstattung nicht zur alltäglichen Benutzung gedacht war, dafür gab es Woldecken und weiße Laken. Auch das Schlafen ganz alleine in einem dunklen Zimmer war für mich ganz ungewohnt. Ich lauschte auf die kleinsten Geräusche, vielleicht musste ich auch noch einmal ein bisschen weinen, aber ich schlief doch bald ein und konnte mich dann ausgeruht am nächsten Morgen mit meinen neuen Lebensumständen vertraut machen.

Ich hatte es mit meiner Pflegefamilie wirklich gut getroffen. Onkel Franz war Beamter beim belgischen Zoll. Er fuhr täglich in seiner schmucken Uniform (mit Pistole bewaffnet, was mich sehr beeindruckt hat) mit dem Rad zu dem großen Güterbahnhof in Montzen. Dort wurden die Güterzüge von und nach Deutschland kontrolliert. Das Haus, in dem wir wohnten, gehörte dem Zoll. Es lag in einer idyllischen Gegend direkt im Dreiländereck. Bis zur holländischen Grenze war es nur ein Katzensprung von ca. 1 km, die deutsche Grenze bei Aachen war nur ca. 10 km Luftlinie entfernt. Unsere Familie, zu der noch Lutgardis, meine kleine dreijährige „Schwester“ gehörte, be-

wohnte die linke Hälfte des Hauses, in der rechten Hälfte wohnten Tante Regina (eine Schwester von Tante Gertrud) mit ihrem Mann Onkel Alfred (auch ein Zollbeamter) und ihren Kindern Agnes (11) und Yvette (2). Die Umgangssprache in unserer Haushälfte war Deutsch, bei Tante Regina wurde Französisch gesprochen, weil Onkel Alfred aus der Wallonie stammte.

Zum Haus gehörte ein großer Gemüsegarten und wir hielten Hühner, die tagsüber auf einer großen Wiese herumstrollen durften. Ging man aus der Haustür und wendete sich nach links, überschritt man nach ca. 50 m die Brücke über das Flüsschen Göhl (etwa so groß wie die Wetter in Gambach), das nach Holland zur Maas floss. Nach etwa 500 m kam man in den Dorfmittelpunkt von Sippenaeken mit Kirche, Pfarrhaus, Bürgermeisteramt, Schule, Kneipe und Kaufgeschäft mit Bäckerei. Heute dient das Haus als luxuriöse Ferienunterkunft für bis zu 20 Personen. Man kann es für ca. 1 500 € pro Woche mieten (www.geulvallei.nl; www.geuldal.com).

Der Mittelpunkt unserer Familie war natürlich Tante Gertrud, eine sehr warmherzige, fromme und lebensbejahende Frau, die ganz in der Sorge für ihre Familie aufging. Sie stammte aus einer Bäckerfamilie in Raeren (großes deutschsprachiges Dorf bei Eupen) mit acht Geschwistern. Entsprechend weitläufig war meine neue Verwandtschaft mit sieben neuen Onkeln und Tanten und der entsprechenden Anzahl an Cousins und Cousinen. Diese Familienverhältnisse erinnerten mich stark an die Familie meiner Mutter mit meinen sieben Tanten.

Man kann wohl sagen: Tante Gertruds Hobby war das Kochen, und Kochen in Belgien bedeutete damals auch gehaltvolles Kochen nur mit den besten Zutaten. Frisches Gemüse aus dem Garten, nur „gute“ Butter aus einem großen Steintopf im Keller, nur echter Bohnenkaffee, köstliches Brot aus weißem Mehl (graues Brot wurde praktisch als ungenießbar betrachtet), Salat wurde nur mit selbstgerührter Mayonnaise angemacht (mit der Zeit erreichte ich im Rühren der Mayonnaise eine gewisse Meisterschaft). Es gab nicht jeden Tag Fleisch, aber eben öfter als zu Hause. Hühner hatten wir selbst, besonders oft gab es Huhn, wenn nach dem Brüten die überzähligen Hähnchen gegessen werden mussten. Im Herbst wurde ein Schwein geschlachtet, das von einem Bauern gekauft wurde. Es wurden Würste gemacht, aber das meiste Fleisch wurde eingekocht. Am besten schmeckte der selbstgemachte Schinken, von dem Tante Gertrud mit einem großen Messer mit gebogenem Horngriff freihändig nicht so ganz dünne Scheiben abschnitt. Und das Allerbeste: Manchmal gab es richtige belgische „Fritten“, in echtem Nierenfett ausgebackene Kartoffelstäbchen, die zu meiner, in Deutschland damals noch völlig unbekannt, Lieblingspeise wurden. Bei dieser Ernährung nahm ich natürlich bald zu, was ja auch der eigentliche Zweck meines Aufenthalts war. Der Fortschritt



*Tante Gertrud, Yvette, Tante Maria,
Lutgardis, Agnes, Irmgard, Tante Regina, Adolf*

meiner Gewichtszunahme wurde ab und zu auf einer Dezimalwaage der Mühle in der unmittelbaren Nachbarschaft kontrolliert.

Tante Gertrud und Onkel Franz hatten natürlich gewisse Erziehungsgrundsätze und dazu gehörte, dass auch jedes Kind Pflichten hatte. Für mich bedeutete das, jeden Abend vom Bauer Fransen in

der Nachbarschaft die Milch zu holen und ab und zu das Einkaufen von Brot und ein paar Lebensmitteln beim Bäcker im Dorf. Samstags gehörte die Mithilfe beim Schuheputzen und das Schrubben der Kellertreppe mit Seifenlauge zu meinen Pflichten. Zur Konstante aber in meinem Leben und zur allergrößten meiner Pflichten gehörte der tägliche morgendliche Besuch der hl. Messe im Dorf.

Belgien war um diese Zeit noch sehr fromm. Praktiziertes religiöses Leben war für alle selbstverständlich. Gebetet wurde vor und nach dem Essen und wenn man an einem Wegkreuz oder an einer Kirche vorbeiging, bekreuzigte man sich. Manchmal hatte ich aber den Eindruck, dass diese Frömmigkeit vielleicht gar zu sehr nur Gewohnheit war. Gebetet wurde meist schnell und nicht sehr andächtig: „Vaters, Sohnes, Jeistes, Amen“. Und der Gruß „Grüß Gott“, wie er mir eingeschärft worden war, war hier völlig ungebräuchlich. Hier hieß es immer „Juten Tach“, „Tach zusammen“ oder auch nur „Monsieur“ beziehungsweise „Madame“. Vor dem Unterricht fand täglich die Schulmesse statt, die ich besuchte. Für die Kinder waren besondere Bänke im Mittelgang der Kirche aufgestellt, auf denen man knien und – aber nur während der Predigt – auch sitzen konnte. Die Bänkchen waren ca. 30 cm hoch, man konnte darauf nur frei knien; ein Aufstützen war nicht möglich, die Füße hingen dann beim Knien in der Luft. Ich ging zwar ganz gerne zur Kirche, diese Kinderbänke betrachtete ich aber als Quälerei. Der Herr Pastör (mit der Betonung auf der zweiten Silbe) hatte seine Schäfchen während der Messe durch einen Rückspie-

gel am Altar immer im Blick und bei Unruhe gab es Ermahnungen. Eines Tags nahm er mich nach der Messe beiseite und erkundigte sich ernsthaft nach meiner Religion. Weil ich mit den anderen Kindern nicht zur Kommunion ging nahm er wahrscheinlich an, ich sei ein Heidenkind oder, noch schlimmer, protestantisch. Obwohl ich ihn überzeugen konnte, dass auch ich richtig katholisch sei und nur, wie in Deutschland üblich, mit 8 Jahren noch nicht zur Erstkommunion gegangen war, führte er mich in den Beichtstuhl und ich bekannte meine kleinen Sünden. Sonntags durfte ich mit Onkel Franz zusammen zur Kirche gehen und dann auch in den bequemen Bänken für die Erwachsenen knien. Wir besuchten die Frühmesse oder das Hochamt, je nachdem in welcher Messe deutsch gesungen (an Messliedern wurden die mir von Gambach vertrauten Lieder gesungen, wie: „Hier liegt vor deiner Majestät“, „Wohin soll ich mich wenden“ oder „Wir werfen uns darnieder“, wahrscheinlich ein Relikt aus der österreichischen Zeit Belgiens vor seiner Eigenstaatlichkeit) und gepredigt wurde. Deutsch oder Französisch wechselte jeden Sonntag zwischen Frühmesse und Hochamt. Das hatte seinen Grund darin, dass Sippenaeken nicht mehr zum Kanton Eupen gehörte, sondern zum offiziell französischsprachigen Kanton Auel. Die meisten Leute untereinander sprachen einen niederfränkischen Dialekt, den ich auch bald beherrschte. Die älteren Leute konnten auch Schriftdeutsch reden und schreiben, aber Schul- und Amtssprache war eben Französisch.

Das war auch der offizielle Grund, dass ich nach den belgischen Sommerferien nicht in die Schule aufgenommen worden bin. In Wirklichkeit war es wohl so, dass der Schulleiter, ein eingefleischter Wallone, wahrscheinlich nicht einmal ein Einheimischer, mich spüren lassen wollte, dass ich Deutscher war und Deutsche waren eben bei manchen Belgiern, sieben Jahre nach Kriegsende, noch nicht sehr angesehen.

Wie man sich vorstellen kann, hatte ich selbst nichts dagegen, nicht zur Schule gehen zu dürfen. Meine Tage waren auch so voll ausgefüllt. In der Nachbarschaft, Richtung holländische Grenze, lag der Bauernhof der Familie Dautzenberg. Dieser Familie schloss ich mich eng an. Herr Dautzenberg war ein sehr leutseliger und lustiger Mann, der sehr gut mit Kindern umgehen konnte und auch immer Zeit für mich hatte, denn die Landwirtschaft bestand hier nur aus Weidewirtschaft mit schwarzbunten Kühen, die auf durch Hecken begrenzten Wiesen grasten. Morgens und abends wurden die Kühe in den Stall getrieben und gemolken. Im Sommer wurde einmal Heu gemacht, sonst hatten die Bauern wenig zu tun. Herr Dautzenberg machte mir ein paar Stelzen, auf denen ich mich bald wieselflink bewegen konnte. Oft war ich den ganzen Tag bei Dautzenbergs und ging nur zwischendurch zum Mittagessen heim.



*Adolf auf dem Bauernhof von Familie
Dautzenberg beim Stelzenlauf und
beim Heckenschneiden*

Manchmal durfte ich auch im Pfarrhaus Besuch machen. Beim Herrn Pastor war ein Ferienkind aus einer anderen Aktion der Ostpriesterhilfe, mit dem ich spielen sollte. Es war ein mit allen Wassern gewaschener Großstadtjunge aus Wien, etwas älter als ich, der mir mancherlei beibrachte. Er konnte z. B. Vogelfallen (ein Netz, das auf Schnurzug zuklappte) bauen und er zeigte mir, wie man aus den Materialien eines alten Regenschirms und eines Fahrradreifens einen durchschlagkräftigen Bogen bauen konnte, der nicht irgendwann zerbrach.

Natürlich trieb ich mich nicht nur herum. Wir waren ja vier Kinder im Haus und wir spielten auch zusammen. Besonders gern auf einem aufgelassenen Fabrikgelände (wahrscheinlich eine ehemalige Zinkhütte), gleich über die Straße die Böschung hoch, auf dem wildromantische Ruinen von Backsteinbauten standen und das teilweise mit Ginsterbüschen bewachsen war. Agnes ging in die französischsprachige Schule und in ihrer Familie wurde Französisch gesprochen. Ich lernte französisch zählen, auch einige Kinderverse und der Klang der französischen Sprache ging mir ins Ohr. Später auf dem Gymnasium hat mir das im Französischunterricht sehr geholfen. Meine Aussprache war jedenfalls um Klassen besser als die Aussprache unseres Lehrers aus Unterfranken.

Wie gesagt hatte unsere Familie eine sehr große Verwandtschaft, die auch öfter besucht wurde. Das geschah so, dass ich erst einmal zu unserem Bäcker gehen musste. Dieser besaß eines der wenigen Autos

in Sippenaeken, das er auch als Taxiunternehmer nutzte. Er fuhr uns nach Gemmenich und von dort konnte man mit dem öffentlichen Bus weiterfahren. Die Strecke von Gemmenich nach Raeren über Moresnet, Kelmis, Neu-Moresnet, Hergenrath, Astenet, Walhorn und Merols kann ich heute noch vor meinem geistigen Auge wie einen Film vorüberziehen lassen. Besonders beeindruckend war immer, wenn wir die riesenhafte Eisenbahnbrücke von Moresnet sahen, die, viel höher als der Kirchturm, das ganze Dorf überspannte.

In Raeren logierten wir gewöhnlich bei Tante Maria und Onkel Jakob (er betrieb Bienenzucht), die auch ein Mädchen, Irmgard aus Dauernheim, aufgenommen hatten. Nebenan führte Onkel Arthur die alte Bäckerei der Familie Pitz. Onkel Leo in Gemehret hatte einen Bauernhof, Onkel Otto fuhr als Taxiunternehmer einen großen amerikanischen Wagen. Er chauffierte uns einmal mit diesem Auto in die Eifel in die Nähe von St. Vith, wo an der Eiterbach Onkel Albert eine alte Mühle bewohnte und Landwirtschaft betrieb. Hier verbrachten wir einige idyllische Ferientage. Die ehemalige Mühle lag einsam am Bach, durch das Wasserrad wurde zwar elektrischer Strom erzeugt, der aber nur für Radio benutzt wurde. Als Licht gab es das sehr helle Gasglühlicht. Zur Familie gehörte auch ein kleines Rehkitz, das verletzt gefunden und von den Kindern gesundgepflegt worden war. Hier hat es mir natürlich besonders gut gefallen. Onkel Franz hatte nur eine kleine Verwandtschaft. Er stammte aus Kelmis und dort wohnte noch sein Bruder, Onkel Johann mit Tante Lisbeth, und der Opa. Hier waren wir zwar auch aber doch seltener zu Besuch.

Irgendwann geht aber die schönste Zeit zu Ende. Im Spätherbst begannen dann die Vorbereitungen für meine Heimreise. Dazu musste ich noch ausstaffiert werden. Ein neuer Anzug und Schuhe wurden gekauft. Zu diesem Zweck fuhr man ins nahegelegene holländische Heerlen, wo man preiswerter einkaufen konnte. Da man schon einmal in Holland war, wurden auch einige Kilo Butter mitgenommen. Trotz Benelux gab es noch Grenzkontrollen, aber die Familien der Zollbeamten kannten sich untereinander und dementsprechend fiel die Kontrolle bei uns aus.

Am 3. Dezember wurde noch Onkel Franzens Namenstag gefeiert (Geburtstage wurden praktisch nicht beachtet), der letzte Höhepunkt war jedoch der Morgen des 6. Dezember. In der Nacht hatte der „Heilige Mann“ bei seinem Besuch einen Haufen Geschenke zurückgelassen, die auf dem Tisch in der Wohnstube ausgebreitet waren. Besonders ein großer Malkasten mit Wasserfarben und ein Bleistiftspitzer in Form einer kleinen Weltkugel hatten es mir angetan. Die Geschichte vom „Heiligen Mann“ ist mir so glaubhaft vermittelt worden, dass ich an diesem Morgen in der Messe ein besonderes Dankgebet an ihn gerichtet habe.

Am 9. Dezember gab es dann einen tränenreichen Abschied. Ich hätte mich gern noch etwas länger in diesem „Paradies“ aufgehalten, aber ich habe dann doch eingesehen, dass ich eigentlich woanders hin gehörte. Mein Trost war: ich hatte in Belgien sehr gute Freunde gefunden, ja man konnte sagen, dass ich eine zweite Familie gewonnen hatte. Diese enge Verbindung hielt Jahrzehnte, bis zum Tode der damaligen Pflegeeltern, an. Als ich wieder zu Hause war, wunderten sich meine Angehörigen über mich, weil ich mich in dem halben Jahr doch stark verändert hatte. Ich sprach anders und verwechselte dauernd mir und mich. In der Schule hatte ich etliches nachzuholen, was sich aber als unproblematisch erwies. Im Kreis der Verwandten hatte ich jetzt immer viel zu erzählen und ich gewöhnte mir wieder an „Grüß Gott“ zu sagen.

Adolf Winkler

Tag der offenen Tür

Für den **17. Mai 2014** möchten wir um **14.00 Uhr** zu einem Tag der offenen Tür in **Geiß-Nidda** einladen. Dabei werden wir einen 45-minütigen Film des Bayerischen Fernsehens zeigen:

Vertreibung und Neubeginn.

Der Film skizziert die politische Lage der Sudetendeutschen zwischen beiden Weltkriegen und beginnt dabei nicht mit dem Jahr 1938, sondern 1916 und mit dem Todesjahr von Kaiser Franz Joseph. Es kommen zahlreiche Zeitzeugen zu Wort und der Leiter unseres Instituts, Rudolf Grulich, spricht Erklärungen zu einzelnen besonderen Ereignisse dieser Zeit.

Der Film endet mit der Integration Sudetendeutscher im heutigen Neugablonz. Zum besseren Verständnis wird Grulich über die Dreharbeiten 2006 in der Tschechischen Republik informieren, bei denen er mit Stefan Meinung den Film drehen ließ. Es konnte außerdem auch manches bisher nicht bekannte und gezeigte Fotomaterial verwandt werden.

Wir sind überzeugt, dass es sicher danach eine lebhaftere Diskussion geben wird, zu der wir herzlich einladen.

Studien- fahrt nach Ungarn



vom 16. bis 22. Juni 2014

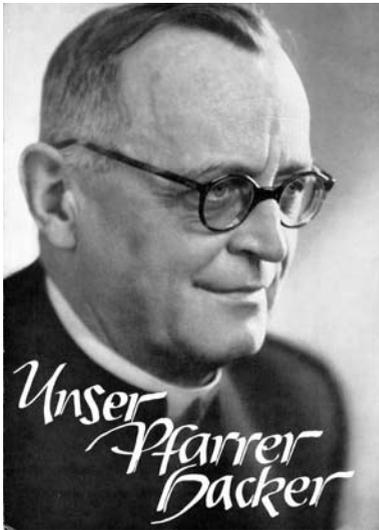
Außer zu unseren Tagen der offenen Tür in Nidda (siehe Seite 14) laden wir Sie heuer zu einer Studienreise vom 16. – 22. Juni 2014 nach Ungarn ein. Durch die lange gemeinsame Zeit der böhmischen Länder mit Ungarn in der Donaumonarchie gibt es viele Berührungspunkte zwischen dem Sudetendeutschtum und den Ländern der Stephanskrone. In Südmähren liegen Städte, die Ungarisch Hradisch oder Ungarisch Brod heißen, obwohl sie zu Mähren gehören. Der große Bekenner Kardinal Mindszenty hieß eigentlich Pehm und bekam seinen ungarischen Namen nach seinem Geburtsort *Allerheiligen (Mindszent)*, das eigentlich *Böhmisch-Allerheiligen* hieß.

Die Europapatrone und mährischen Landespatrone Cyrill und Method wirkten auf ihrem Weg von Mähren nach Rom auch am Plattensee. Auf diese historischen Tatsachen wird uns Professor Grulich, der die Studienfahrt leiten wird, hinweisen, so dass wir Ihnen ein außergewöhnliches Programm ankündigen können. Wir werden am Plattensee in Révülöp wohnen und von dort Tagesfahrten in die Hauptstadt Budapest und die Bischofsstädte Fünfkirchen (Pécs), Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) und Wesprim (Veszprém) machen. Die Fülle der Sehenswürdigkeiten reicht von römischen Ausgrabungen über gotische und barocke Kirchen bis zum Jugendstil.

Ein Schwerpunkt werden einige Heilige aus Ungarn sein: Vom hl. Martin über die hll. Gisela und Elisabeth, den hl. Gerhard und die heiligen Könige Stephan, Emmerich und Ladislaus bis zum seligen Kaiser Karl I., der in Ungarn König Karl IV. war. Das detaillierte Programm können Sie im Institut in Nidda anfordern.

Monsignore Rudolf Hacker,

ein Lebensbild



Monsignore Rudolf Hacker wurde am 5. Juni 1895 in Zettlitz im Egerland in eine einfache Bauernfamilie hineingeboren. 34 Jahre später sollte er als junger Pfarrer die Pfarrgemeinde seines Geburtsortes leiten. Bekannt und beliebt wurde Hacker durch seine gewissenhafte und ernsthafte Seelsorge als Pfarrer, aber zugleich auch durch seine Lebensfreude, die ganz von allein auf andere übergang. Er war ein gern gesehener Gast bei Festen und familiären Feierlichkeiten und man bat ihn gerne, die ein oder andere Hochzeit oder

Beerdigung zu halten. Es gelang ihm, seine tiefe Religiosität mit seiner Lebensfreude und seinem Lebensmut so zu vermischen, dass er sich einfach, unkompliziert und insbesondere ungezwungen in jeder Gesellschaft zurecht fand. Sein tiefer Gottesglaube war sicherlich auch von seinem Humor geprägt, den er selbst in der schwierigsten Lebenslage behielt, auch wenn sein eigenes Leben am seidenen Faden hing.

So kam er, frei und gelöst von jeglichen Sorgen, schnell in einen „Plausch“ mit seinen Mitmenschen, überzeugte aber auch seine Zuhörer mit seiner Art des Vortrags und der Fähigkeit zur Moderation von Debatten. Und das nicht nur in theologischer Hinsicht, auch Themen aus anderen Wissenschaftsgebieten konnte er fachmännisch vortragen. Sein diplomatisches Geschick, in prekären und schwierigen Situationen einen kühlen Kopf zu bewahren und keinen Mitmenschen zu verurteilen, gehörte ebenfalls zu seinen Charakterzügen, die ihn neben seiner Begabung als praktizierender Theologe auch als guten Leiter einer Pfarrgemeinde auszeichnete. Versehen mit diesen Eigenschaften stellte Monsignore Hacker das klassische Bild vom Hirten mit seinen Schäflein dar. Jedes seiner Pfarrkinder kannte er und wusste immer Rat, wenn man ihn darum bat. Nicht ohne Grund bezeichnet ihn Otto Zerwitz im Titel seiner Broschüre auch als *Seelsorger, Sozialanwalt und Sorgenbrecher*. Seine frühere Tätigkeit als Bürgermeister von Weipert trug sicherlich nicht minder zu seinen Führungsqualitäten

bei. Diese sollten ihm später auch bei seinen Aufgaben als Bezirksvikar und Vorsitzender der Sudetendeutschen Priestervereine zu gute kommen.

Seine vielseitigen Fähigkeiten – sowohl als Priester als auch als Verwalter – konnte Monsignore Hacker vor allem nach 1946 als Vertriebenenseelsorger der Diözese Augsburg, seiner neuen Heimat, voll ausschöpfen. Dabei kamen ihm seine zahlreichen Kontakte und verwaltungstechnischen Kenntnisse zu gute. So war es ihm möglich, auf welcher Weise auch immer, Menschen, die seinen Rat suchten, Tröster und Helfer in Notlagen zu sein. Gerade in der Zeit kurz nach der Vertreibung waren seine Fähigkeiten dringender denn je gefragt.

Bereits vor der Vertreibung wusste Monsignore Hacker seine Pfarrkinder zu trösten und Hoffnung und Zuversicht zu spenden. So erinnert sich eine Karlsbaderin an die kurze Predigt in der Christmette 1945. An der Krippe in der Zettlitzer Pfarrkirche stand er – zusammen mit den Kindern – und brachte in nur wenigen Worten zum Ausdruck, dass der Friede zwar faktisch eingekehrt sei, dieser Friede aber zugleich eine große Last für die Menschen im Sudetenland bedeute. Durch das Bild von der Austreibung aus der sicheren Herberge hinein in einen Stall sprach er den Menschen vermutlich aus der Seele. Nur durch tiefen Glauben und Liebe im Herzen konnte die heilige Familie eine ganze Welt überwinden, gejagt und arm wie sie waren, so wie er und seine Pfarrkinder.

Wer eine derartige Bildsprache mit seiner Pfarrgemeinde verwendet, ist nah an seinen „Schäflein“. So steht auch die Beliebtheit von Monsignore Hacker innerhalb seiner Gemeinde außer Frage.

Es ist offensichtlich, dass nur jemand ein guter Seel-Sorger sein kann, der selbst so viel Kraft besitzt, dass ihn nichts erschüttern kann und der sich den Nöten und Problemen stellt, anstatt zu verzweifeln. Nicht jeder Mensch ist mit dieser Gabe gesegnet; sehr oft verzweifelten Menschen viel zu schnell, gerade auch in der Situation der Deutschen in den Ostgebieten nach Kriegsende. Dann ist es gut, einen Ansprechpartner in der Nähe zu haben, wie es Monsignore Rudolf Hacker bis zu seinem Tode (8. Juli 1959) für seine „Schäflein“ war. Er war immer für seine Pfarrkinder da und packte, wenn es sein musste, auch selbst mit an. Mit seinem Humor und seiner Lebensfreude allein konnte er oft schon den Schmerz wenigstens ein wenig lindern und Hoffnung geben. Im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien ist ein Faszikel mit seinen handschriftlich aufgezeichneten Predigten erhalten.

Literatur:

Zerlitz, Otto (Hg.), Der Zettlitzer Pfarrer Msgr. Rudolf Hacker. Seelsorger, Sozialanwalt, Sorgenbrecher, Nürnberg 1983.

Julia Nagel

P. Gregor Peter – ein Priester, wie er sein muss

Pater Gregor Peter wurde am 7. April 1908 in Eger in eine vom christlichen Glauben überzeugte Familie hineingeboren. Bereits im Jugendalter schloss er sich der christlichen Jugendbewegung „Quickborn“ an und strebte den Beruf des Lehrers an, den er jedoch bereits nach zwei Jahren Tätigkeit zugunsten eines geistlichen Lebens niederlegte. Zunächst als Novize in Maria Engelport lebend, studierte er ab 1933 am Bonifatiuskloster in Hünfeld, wo er am 14.4.1935 die Priesterweihe empfing. Als Priester und Missionar war P. Gregor Peter alsdann in Aussig tätig und konnte im mährischen Strany an seinen Kenntnisse des Tschechischen arbeiten. Später kam er zum Oblatenkloster im Wallfahrtsort der Heiligen Anna in Altwasser und war ab Herbst 1938 für die Gemeinde Rudelzau seelsorgerisch tätig.

Alfred Wagner, ein Rudelzauer, der Pater Peter als Kind noch erlebt hat, erinnert sich wie folgt: „Gerade 30 Jahre alt, jung und dynamisch, war er bald bei alt und jung sehr beliebt. Er lernte neue Kirchenlieder ein, beendete das gewohnte Herunterleiern des Schlussgebetes nach dem Gottesdienst, trainierte den Kirchenchor (zum Ärger des Oberlehrers Jilg), und, was heute selbstverständlich ist, er besorgte statt der lateinischen deutsche Texte für die kirchlichen Festtage.“

Dass P. Peter sich großer Beliebtheit und starkem Rückhalts, vor allem bei der Dorfjugend, erfreute, stellte offenbar für die NS-Parteioberen ein Problem dar. Von einem Parteigenossen wurde er 1941 „angeschwärzt“ und musste dafür fast ins Gefängnis. Doch konnte dies verhindert werden, indem er im südböhmischen Wallfahrtsort Maria Gojau seiner geistlichen Tätigkeit bis 1946 nachging. Auch P. Peter wurde 1946 nach Österreich vertrieben. Zehn Jahre lang sollte er die neuerrichtete Pfarrei Steyr-Münichholz leiten. Nach einjähriger Pfarrarbeit in Wien-Unterheiligenstadt wirkte er als Referent für die Gebietsmission der Diözese. Diese Aufgabe im Rahmen der Volksmission brachte ihn an viele Orte. So war er auch in der Kapellenwagenmission in Deutschland tätig. Ab 1976 als Krankenseelsorger in Traunkirchen-Buchberg und drei Jahre später als Seelsorger im Altenheim Leumühle Efferding wirkend, war P. Gregor Peter immer bestrebt, durch Predigten und Bibelkreise, Meditationen und persönliche Gespräche den Glauben weiterzugeben. Ab seinem Goldenen Priesterjubiläum 1985 lebte er im Oblatenkloster St. Paul in Wien. Bis zum Ende seines Lebens war er in der Seelsorge und durch Bibelstunden bei den Salvatorianerinnen tätig. Am 9.10.1994 verstarb P. Gregor Peter im Alter von 86 Jahren in Wien.

Julia Nagel

Wenzel Lorenz Reiner

Ein Prager Künstler in den böhmischen Ländern und Österreich

Wir tragen nicht „Eulen nach Athen“, wenn wir immer wieder auch an deutsche Schriftsteller, Künstler und andere bedeutende Männer und Frauen aus Prag erinnern und versuchen, sie nicht dem Vergessen zu überlassen. In Kreisen der Kunsthistoriker und kunstgeschichtlich Interessierten sind viele große Namen bekannt, während der „normale“ Prag- und Böhmen-Tourist die meisten dieser „tschechischen“ Künstler selten kennt. Dazu gehört auch der 1689 in Prag geborene und am 9. Oktober 1743 in Prag verstorbene Wenzel Lorenz Reiner, dessen Werk als Maler und Freskant wir noch heute in über einem Dutzend Kirchen und Palästen seiner Heimatstadt Prag und in noch mehr Kirchen und Klöstern Böhmens, Schlesiens und Österreichs bewundern können.

Wir kennen nicht das genaue Geburtsdatum des Künstlers, wissen aber, dass er am 8. August 1689 in der St. Galluskirche in Prag getauft wurde. Die künstlerische Begabung lag in der Familie, denn sein Vater Josef Reiner war Bildhauer und sein Großvater war ein bekannter Architekt und Baumeister. Wenzel arbeitete zunächst in der Bildhauerwerkstatt seines Vaters, fühlte sich dann aber mehr zur Malerei hingezogen und wurde Schüler beim bekannten Maler Peter Johann Brandl, später bei Michael Wenzel Halbax und Anton Ferdinand Schweiger. Als Mitglied der Prager Malerbruderschaft konnte er sich schon in jungen Jahren eine eigene Malerwerkstatt in Prag einrichten und bekam zahlreiche Aufträge. Er malte Tafel- und Altarbilder, aber auch Schlachten- und Landschaftsbilder und war auch Freskant, d. h. er schuf auch zahlreiche Wandgemälde in Kirchen Böhmens und der Nachbarländer. Im Jahre 1725 heiratete er eine Bürgerstochter aus Prag, mit der er vom Großmeister des Kreuzherrenordens in der Prager Kreuzherrenkirche an der Karlsbrücke getraut wurde. Für diese Kirche hatte er in den Jahren 1722 und 1723 das Jüngste Gericht gemalt, das als eines seiner Hauptwerke gilt.

Bestattet ist Reiner in der St. Aegidius-Kirche in Prag. Neben den Lehrmeistern seiner Jugend- und Gesellenjahre war er von dem Maler Michael Wildmann geprägt und später im schlesischen Wahlstatt von Cosmas Damian Asam, mit dem er 1730 bei der Ausmalung der Hedwigskirche zusammenarbeitete und von Asam geprägt bereits manche Elemente des Rokokoeinbrachte.

Die meisten seiner Werke, ob Altarbilder oder Fresken, finden wir in Prager Kirchen, aber auch in Palästen wie den Sturz der Giganten

im Treppenhaus des Palais Czernin oder die Fresken in der Sala terrena im Vrtba-Garten beim Vrtba-Palais auf der Kleinseite.

Es stammen von ihm in der Allerheiligenkapelle des alten Königspalastes das Gemälde des Hauptaltars, in der St. Heinrichs-Kirche zwei weitere Altargemälde und in der Kirche Maria Schnee das Hauptaltargemälde, das Mariä Verkündigung darstellt. In der St. Georgs-Basilika schuf er außer dem Gemälde über dem Hauptaltar auch das Fresko in der Kuppel. Weitere Wand-Fresken und Kuppelgemälde von ihm zieren die Kreuzherrenkirche, die Kirche Loreto auf dem Hradschin sowie St. Aegidius, St. Jakob, St. Thomas, die St. Katharina-Kirche im ehemaligen Kloster der Augustinerinnen und die Kirche Maria vom Siege auf dem Weißen Berg.

Außerhalb Prags war er viel in Böhmen tätig, aber auch in Schlesien, wo die Benediktiner von Braunau und Břevnov die Kirche in Wahlstatt bei Liegnitz betreuten. Dort malte er in der Kirche vom Heiligen Kreuz und der heiligen Hedwig auf den Seitenaltären die Kreuzabnahme, die Apotheose des heiligen Benedikt, das Martyrium der heiligen Margarete und das Regenwunder des heiligen Adalbert auf dem Grünen Berg. Wer die Geschichte Böhmens kennt, der kennt auch die Geschichte der unter der Führung eines gemeinsamen Abtes stehenden Klöster Braunau in Ostböhmen und Břevnov in Prag, wo die Kirche der heiligen Margarete geweiht ist. Unter der Verfolgung durch die Hussiten flohen einst die Benediktiner von Břevnov nach Braunau, das weiterbestand, als ein Teil der Mönche nach Břevnov zurückkehren konnte. Als weiteres Werk Reiners in Schlesien ist das Fresko in der Hochberg-Kapelle der Breslauer St. Vinzenz-Kapelle zu nennen.

In Böhmen schuf Reiner auch Fresken in den Kirchen des Stiftes Ossegg, in der Dekanalkirche in Teplitz und in der Wallfahrtskirche Gutwasser, ferner in Raudnitz an der Elbe und in der Kapelle des Trauttmansdorff-Schlusses in Jemnisch.

Auch andere Adelsfamilien gaben ihm Aufträge, wie Graf Sporck, für den er Fresken im Schloss in Lissa malte und die Familie Waldstein in Dux, wo Reiner mit Matthias Bernhard Braun und Ferdinand Maximilian Brokoff bei der Gestaltung der Deckengemälde im großen Saal des Schlosses zusammenarbeitete. Weitere Werke sind die Fresken in der Prälatur des Klosters Königsaal bei Prag und Gemälde im Augustinerkloster in Rotschau im Bezirk Laun.

In Österreich malte Reiner die Bibliothek der 1782 aufgehobenen Kartause Gaming aus.

Rudolf Grulich

Die Freiherren von Wunschwitz und Ronsperg

Bekannt ist, dass Matthias Gottfried Freiherr von Wunschwitz die Statue des heiligen Johannes von Nepomuk 1683 auf der Karlsbrücke in Prag errichten ließ. Sie ist eine Votivgabe als Dank für Hilfe in Todesgefahr. So soll Matthias, das ist die eine Version, zum Tode verurteilt worden sein, weil er in den königlichen Gärten in Paris versehentlich einen kostbaren Pfau getötet hatte. Er befahl sein Leben Johannes von Nepomuk an und wurde gerettet. Nach einer anderen Version sei er dank der Fürbitte des Johannes von Nepomuk aus türkischer Sklaverei befreit worden.

Die Familie der Freiherren von Wunschwitz entstammt meißnischem Adel, Matthias Gottfried aber wurde 1632 schon in Prag geboren. Sein Vater hat als Katholik die Lausitz verlassen müssen und ist nach Böhmen gekommen, wo er in der Nähe von Nepomuk in Südwestböhmen Besitzungen hatte. Ob von daher sein Sohn die Kenntnis von Johannes von Nepomuk hatte? 1661 wird Matthias Gottfried in den böhmischen Ritterstand und zwölf Jahre später in den Herrenstand aufgenommen. Er ist ein sehr gebildeter, vor allem in Sprachen kenntnisreicher Mann, Reichshofrat und Hauptmann des Pilsener Kreises.

Am 14. September 1667 vermählt er sich in Ronsperg mit Anna Feliciana, der Tochter des Daniel Norbert Pachta von Rayhofen, der seit 1652 im Besitz von Ronsperg ist. Nach dem Tod seines Schwiegervaters 1682 übernimmt Matthias Gottfried die Herrschaft Ronsperg. Er errichtete das sog. Wunschwitz'sche Haus auf dem Rossmarkt, dem späteren Wenzelsplatz, in Prag. In Ronsperg erweiterte er das Schloss, und hier entstand auch das Gussmodell für die Statue des damals noch nicht kanonisierten Johannes von Nepomuk. Erst 1721 wurde dieser selig- und 1729 heiliggesprochen. Am Entwurf und an der Ausführung der Statue hat eine Reihe von Künstlern mitgewirkt, so dass ein „wahrhaft mitteleuropäisches Kunstwerk“ entstand: Das Tonmodell fertigte der Wiener Bildhauer Matthias Rauchmüller, das Holzmodell für den Guss schuf auf Schloss Ronsperg Johann Brokoff, gebürtig aus Georgenberg in der Zips (heutige Slowakei). Gegossen wurde die Statue, die 29 Zentner wiegt und 7000 Gulden kostete, in der Glockengießerei Wolfgang Hieronymus Herold in Nürnberg. Am 31. August 1683 konnte dieser Prototyp der Nepomuk-Standbilder in Prag auf der Karlsbrücke aufgestellt werden und zwar an der Stelle, wo Johannes in der Nacht zum 21. März 1393 in die Fluten der Moldau gestürzt worden war. Auf der Vorderseite des Sockels befindet sich auf einer Metalltafel unter dem Wappen folgende Inschrift: „DIVO JO-



HANNI NEPOMUCENO
 A. MCCCLXXXIII EX
 HOC PONTE DEJEC-
 TO EREXIT MATTHI-
 AS L.(iber) B.(aro) DE
 WUNSCHWITC A. MD-
 CLXXXIII“ – „Dem heiligen
 Johannes von Nepomuk,
 der 1383 von dieser
 Brücke geworfen worden
 ist, hat Matthias Freiherr
 von Wunschwitz dieses
 Standbild errichtet 1683.“
 (Johannes war 1683 noch
 nicht heilig, 1383 galt frü-
 her als das Jahr seines
 Todes.)

Erich Bachmann be-
 schreibt diese erste und
 vorbildliche Figur: „Unter
 den pathetisch bewegten
 Steingruppen der Karls-
 brücke steht diese Bron-
 zestatue durch ihre nahe-
 zu klassische Einfachheit
 ganz vereinzelt. Spar-

samer und zugleich eindringlicher ist das Martyrium eines Heiligen
 selten vergegenwärtigt worden.“

Bereits 1680 wurde die Schlosskapelle in Ronsperg zu Ehren des
 Johannes von Nepomuk durch Matthias von Wunschwitz erbaut.
 Hier befand sich ein Modell der Nepomukstatue.

Im Jahre 1683 wird die erste steinerne Nachbildung dieser Statue
 auf dem Marktplatz in Ronsperg errichtet. Der Sockel trägt die In-
 schrift „Sancte Johannes, Patrone Urbis, Exora Singulis Cultoribus
 Dei Favorem“ - „Heiliger Johannes, Schutzpatron der Stadt, erlehe
 für jeden, der dich verehrt, Gottes Segen.“

1819 wurde in Prag die vergoldete Holzstatue des hl. Johannes von
 Nepomuk von Johann Brokoff (1682) in den Hochaltar der Kirche Jo-
 hannes von Nepomuk auf dem Felsen eingefügt.

Auch die Stadt Ronsperg selbst verdankt Matthias von Wunschwitz
 und seiner Gemahlin einige kirchliche und soziale Einrichtungen. So
 etwa den Pfarrhof, der die Inschrift trägt: „Ave Maria, Patrona urbis,
 custodi nos!“ „Gegrüßet seist du, Maria, Schutzherrin der Stadt, be-
 hüte uns!“

Um das Jahr 1680 werden in der Pfarrchronik in Ronsperg zum ersten Mal eine Schule und ein Lehrer erwähnt. Baronin von Wunschwitz verkaufte der Stadt das „alte Schulhäusl“ um 80 Gulden und weist dem Schulmeister die unteren Räume des neu erbauten Pfarrhofs an, damit der Geistliche, wenn er aus Metzling käme, eine Bedienung habe.

Matthias Gottfried starb 1695 im Alter von 63 Jahren und wurde in der Pfarrkirche zu Ronsperg beigesetzt. Seine Witwe Anna Feliciana entfaltete aber weiterhin in Ronsperg eine segensreiche Tätigkeit. Sie stiftete 1698 für den 1572 von Peter von Schwanberg errichteten und von einem evangelischen Prediger eingeweihten Friedhof eine Kapelle, die dem heiligen Antonius von Padua geweiht war. Erst nach der Vertreibung der Deutschen wurde diese zusammen mit dem sog. Alten Friedhof beseitigt. Vor der Nordwestecke der Stadtmauer ließ sie auch im Jahr 1698 das Spital und dazu ein Kirchlein errichten. Sein Patrozinium war Mariae Heimsuchung, das als Spitalfest bis in den zweiten Weltkrieg hinein in den Gassen der Vorstadt festlich begangen wurde. Am Platz vor der Kirche wurde an einem Altar und mit einer tragbaren Kanzel die Festmesse mit Festpredigt gefeiert, auch die Schmierkuchen durften zu diesem Fest nicht fehlen.

Bei der Gründung des Spitals hat Anna Feliciana „sieben Arme mit Kleidung, Kost und allen anderen Notwendigkeiten versehen, auch ordentlich stiften wollen, welches aber bei Verkauf der Herrschaft unterblieben ist“ (Pfarrchronik). Auch wenn es im Laufe der Zeit Probleme wegen des Stiftungsvermögens gab, so hat sich das Spital doch bis zuletzt über Wasser gehalten. So betrug das Vermögen des Spitals 1894 an die 5750 Gulden in Wertpapieren und 840 Gulden in bar. Aus ihren Interessen (Zinsen) erhielt jeder Pfründner jährlich 11,02 Gulden. Das Spital war bis zuletzt noch von Rentnern und „Ortsarmen“ bewohnt. 1940 wurde es zusammen mit der Spitalkapelle abgebrochen. An seiner Stelle erbaute man einen modernen Wohnblock.

Die letzten Jahre von Anna Feliciana von Wunschwitz sind von einer Familientragödie überschattet. Es wird berichtet, dass einer ihrer Söhne, vielleicht auch ein Enkel, ihr nach dem Leben trachtete. So verkaufte sie die Herrschaft Ronsperg 1717 an Ritter Mulz von Waldau, übersiedelte nach Prag und starb dort am 12. November 1718. Sie wurde in der Gruft der Pachta von Rayhofen in der Kirche der Paulaner beigesetzt.

Franz Bauer

Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!

Die Anfänge der sudetendeutschen Presse in der Vertreibung

Aus Pfarrblättern werden Heimatzeitungen

Als 1946 im Zuge der organisierten Massenvertreibung unsere Volksgruppe die alte Heimat verlassen musste und diese dadurch ethnisch gesäubert wurde, waren die alten Dorf- und Gemeindestrukturen unwiederbringlich zerstört worden. Die einzelnen Transporte von je ca. 1200 Menschen wurden nach dem Grenzübertritt systematisch auseinandergerissen und in verschiedenen Gegenden verteilt, um durch diese Aufteilung in Deutschland die alten Gemeinden zu atomisieren. Schon 1946, direkt nach ihrer Ankunft, versuchten unsere Heimatpriester ihre verlorenen und zerstreuten Gläubigen zu sammeln und durch Rundbriefe zu betreuen.

In der zweiten Auflage seiner Bibliographie *Heimat im Buch* hat Rudolf Hemmerle auch alle Heimatblätter und Heimatzeitungen aufgeführt, so weit sie im Sudetendeutschen Archiv erfasst und nachweisbar sind. Daraus ersehen wir, dass vereinzelt bereits gegen Ende des Jahres 1946, dann verstärkt 1947 solche Heimatbriefe von den Seelsorgern, die im Viehwaggon das Schicksal ihrer Gläubigen geteilt hatten, als Pfarrbriefe der alten Gemeinden versandt wurden. So verschickte der vertriebene letzte Pfarrer von Weidenau einen Heimatbrief für Weidenau-Großkrosse, der den Untertitel trug *Seelsorgs- und Heimatbrief für die Landsleute aus Weidenau-Großkrosse und das Weidenauer Ländchen*. Ähnlich war es 1947 mit dem Heimatbrief Bad Groß-Ullersdorf, der ein Pfarrbrief für die vertriebenen Katholiken dieser Gemeinde war. Aus dem ersten Rundbrief an die katholische Pfarrgemeinde von Niklasdorf in Sudetenschlesien wurde ein regelmäßiger Seelsorgebrief und der *St. Nikolausbote*.

Solche Anfänge von Heimatblättern gab es nach unseren Unterlagen für die alten Gemeinden Fulnek, Aussig-Schönpriesen, Roßbach, Braunau, Marschendorf, Groß-Aupa und viele andere. Der deutsche Generalvikar Richard Popp begann schon im Advent 1946 von Steinkönig in Oberbayern aus mit einem *Weihnachtsbrief an meine Katholiken im ehemaligen Generalvikariat Trautenau und insbesondere an meine ehemaligen Pfarrkinder der Erzdekanalseelsorge Trautenau*. Der älteste Heimatbrief Deutschlands und Österreichs war nach bisherigen Erkenntnissen der *Müglitzer Heimatbrief* seit 1946. Andere Pfarrbriefe für Vertriebene aus dem Schönhengstgau waren *Der Heimatbote (für die Landgemeinden des Kreises Landskron)* und der *Landskroner Heimatbrief* oder die *Rundschreiben an die ausgesiedelten Pfarrkinder von Blasdorf, Dekanat Mährisch Trübau, Erzbi-*

stum Olmütz, vormal's Ostsudetenland. Sie sind später aufgegangen in den Heimatbriefen der *Schönhengster Heimat*.

Die ersten Briefe waren auf schlechtem Papier hektographiert wie der *Rundbrief sudetendeutscher Theologen*, der zunächst in Regensburg und dann in Königstein erschien. Auch für Österreich sind solche Anfänge einer Sudetendeutschen Presse bekannt wie die *Heimatglocken*, eine Kirchenblattbeilage für katholische Heimatlose des Bistums Linz, die erstmals 1947 herauskam. Das Wort „Vertriebene“ durfte damals noch nicht gebraucht werden, daher die Umschreibung Heimatlose, ehemalige Pfarrkinder und so weiter.

Das Echo auf diese ersten Heimatbriefe war groß. Deshalb entstanden aus solchen bescheidenen Pfarr- oder Dekanatsbriefen spätere Heimatblätter, die als Vertriebenenzeitschriften bis heute existieren und zumindest für das Sudetendeutschtum auch durch Rudolf Hemmerle bibliographisch erfasst sind. Leider sind meist nur noch wenige Exemplare im Original erhalten, oft fehlen aber einzelne Ausgaben. Deshalb sind einzelne Heimatkreise bereits darangegangen, diese Briefe als Reprint gesammelt neu herauszugeben. So hat dankenswerterweise Heimo Biedermann 2003 einen Nachdruck der *Pfarrbriefe für das Dekanat Hotzenplotz und Umgebung* veranlasst, dessen erster Band die Zeit von 1946 bis 1970 umfasst.

Der erste Brief ist leider nicht mehr erhalten, vom *Zweiten Brief an die Pfarrkinder vom katholischen Seelsorgeamt Sparneck, Hotzenplotz* konnte Landsmann Biedermann nur einen Teil nachdrucken, da Titelseite und Anfang im einzigen erhaltenen Exemplar fehlen. Erst ab dem dritten Brief sind die Schreiben komplett. Pfarrer Franz Blaschke ist ihr Autor, der sich an die neuen Pfarrkinder in Sparneck bei Münchberg ebenso wandte wie an die Vertriebenen aus Hotzenplotz. „Wie es mir geht, soll ich Euch schreiben?“, fragt er im erhaltenen Teil des zweiten Briefes. „Ich habe die katholischen heimatlosen Glemkauer, Deutsch-Brodeker, Jägerndorfer, Fulneker, Egerländer und Deutsch-Ungarn in drei ganz protestantischen Kirch- und neun Schulgemeinden seelsorgerlich zu betreuen. Ich muss viel laufen, da die Gemeinden und Schulen vier und acht Kilometer weit entfernt sind. In Sparneck halte ich in der Friedhofkapelle regelmäßig Gottesdienst, in den zwei weiteren Kirchen abwechselnd jeden Sonntag-nachmittag. Dass ich mich um meine neuen Pfarrkinder auch sonst kümmere und bei den Ämtern und kirchlichen Stellen um Hilfe bitte, ist selbstverständlich. Die kirchlichen Geräte muss ich mir nach und nach zusammenbetteln, ebenso den Hausrat für die zwei ausgeräumten kleinen Zimmerln. Kochherd habe ich noch keinen. Frl. Pepi hat in ihrem Zimmer noch keinen Ofen. Es geht mir also um nichts besser als vielen von Euch. Aber ich klage nicht, weil meine alten und neuen Pfarrkinder und auch die einheimischen Protestanten mich achten

und gut sind zu uns. Zu den 300 Pfarrkindern in den Winterlagern in Hof fahre ich alle Monate einmal, solange sie dort beisammen sind. In die anderen Gegenden werde ich wohl erst kommen können, bis das Wetter es zulässt.“

Im nächsten Rundbrief schreibt er:

„Wie es mir geht, fragen alle. Die Antwort ist sehr einfach: Laufend – weil ich auswärtige Kirchen und sieben Schulen (bis 9 km weit) zu belaufen habe; immer beweglich; damit ich nicht wieder a wenk Fette ansetze; und ‚mit Dampf‘, – oder auch ohne, je nachdem. Na Ihr wisst schon! Zu tun habe ich schon genug; fast mehr als in Hotzenplotz. Ich brauche mich jetzt ja nicht nur auf die Schule und den Gottesdienst zu beschränken, sondern kann mich auch sonst um die Nöte meiner jetzigen Pfarrkinder kümmern, wie es wir Priester ja tun sollen. Und so helfe ich, wo und wie ich kann. Das macht viel Schreibereien und Laufereien und oft auch genug Ärger. So ist es mir gelungen, durch die Caritas zu Weihnachten eine ganz schöne ‚Bescherung‘ zu machen: Brauchbares für die Erwachsenen und Backwerk und Spielzeug für die Kinder. Und schon bereite ich eine Ausspeisung für schwache Kinder und kränkliche Erwachsene vor (auf vier Wochen). Im Frühjahr kommen dann die schwächlichen Kinder in ein Erholungsheim.“

Aus diesen Zeilen sieht man auch, dass die Vertriebenenpriester nicht nur für die Seelen sorgten, sondern auch für den Leib. Sie waren Caritas- und Sozialapostel. Es waren diese Heimatpriester, denen es Deutschland verdankt, dass aus den vielen Millionen Vertriebenen keine Terroristen wurden, sondern dass wir anpackten beim Aufbau Deutschlands und Europas. Hören Sie weiter Pfarrer Blaschke:

„Ich schreibe Euch das nicht, als ob ich mich prahlen wollte, sondern damit Ihr wisst, dass sich die Caritas um uns Ausgewiesene kümmert, und uns nach Kräften hilft. Aber es muss jemand im Orte und in der Pfarrgemeinde sein, der sich um die Bedürftigen kümmert und mit der Pfarrcaritas in ständiger Fühlung ist. Von alleine wird nichts. Helft Eurem Seelsorger in der Caritasarbeit, er kann einfach meist nicht alles überblicken. Ihr Ausgewiesenen und Heimatlosen sollt da selbst zugreifen: Wählt oder bestimmt Euch eine Vertrauensperson für Euren Ort; diese schickt zum Pfarrer, damit sie sich vorstellt und sagt, sie möchte gerne in der Caritas mithelfen für ihren Wohnort, ob es dem Pfarrer recht wäre. Er soll ihr sagen, was sie tun soll. Und so wird sich dann selber alles finden. Nur anfangen müsst Ihr!! – Dieselbe Sache ist jetzt mit den Flüchtlingsausschüssen: Wartet nicht, bis die Gemeinde Leute bestimmt, die dann gewöhnlich niemandem weh tun, d. h. nichts machen; jetzt ist es Sache der politischen Parteien, die Flüchtlingsausschüsse zu bilden! Setzt Euch also auch da ehestens in Verbindung mit dem Ortsvertrauensmann der CSU und eventuell auch der anderen Parteien, damit Ihr nicht wieder daneben kommt!

Übrigens wird Euch auch da der Priester beraten können. – Und wo es nicht gehen will, von dort schreibt mir, vielleicht kann ich hintenrum etwas tun! Jedenfalls würde ich mich freuen, wenn ich bald und recht viel von den neuen Caritashelfern und Helferinnen hören würde.“

Fast 70 Jahre nach dieser Zeit ist es unsere Aufgabe, diese Leistungen „dem Totenreich des Vergessens zu entreißen“ (Franz Werfel).

Rudolf Grulich

Gedenktage sudetendeutscher Kirchenmänner in Wien

Vor 100 Jahren hatte Thronfolger Franz Ferdinand im Jahre 1913 dem alten Kaiser Franz Joseph nach dem Tode des Wiener Erzbischofs Kardinal Franz Xaver Nagel den Propst des Stiftes Klosterneuburg Friedrich Gustav Piffel zum neuen Erzbischof von Wien vorgeschlagen. Der Vatikan akzeptierte das Vorschlagsrecht des Kaisers und ernannte Propst Piffel zum Erzbischof der Kaiserstadt. In diesem Jahr gedenkt Wien des 150. Geburtstages dieses großen Kirchenmannes, der, wie viele Bischöfe und hohe Prälaten Wiens, aus dem Sudetenland stammte.

Seit dem 19. Jahrhundert waren viele junge Sudetendeutsche in österreichische Priesterseminare und Klöster eingetreten, weil in den Diözesen Böhmens und Mährens der Tschechisierungsdruck zunahm. In manchen Stiften Ober- und Niederösterreichs war der Anteil sudetendeutscher Ordensleute sehr hoch, vor allem bei den Augustinerchorherren in Klosterneuburg. Auch in der Hierarchie, unter Äbten und Bischöfen, finden sich zahlreiche in Böhmen und Mähren Geborene, was für Klosterneuburg und Wien besonders gilt. Im Stift Klosterneuburg der Augustinerchorherren waren sechs Pröpste Sudetendeutsche. Drei von ihnen haben heutigen Stadtteilen von Groß-Wien den Namen gegeben. So ist Floridsdorf nach Propst Floridus Leeb benannt, der aus Nikolsburg stammte. Nach seinem Nachfolger Gaudenz Dunkler aus Piesling ist Gaudenzdorf im heutigen 12. Wiener Bezirk benannt, nach Propst Wilhelm Sedlaczek aus Groß-Seeowitz der Ort Wilhelmsdorf.

Auch vor Erzbischof Piffel saßen Mährer auf dem fürsterzbischoflichen Stuhl in Wien wie der gebürtige Brüunner Vinzenz Eduard Milde.

Milde wurde 1777 in der mährischen Hauptstadt geboren und besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ehe er zum Studium nach Wien und Olmütz ging. Weil er nach dem Studienabschluss noch zu jung für die Priesterweihe war, lehrte er Sprachen am Seminar und

wurde dann im Jahre 1800 zum Priester geweiht. Es folgten Jahre als Religionslehrer an verschiedenen Wiener Schulen und im Jahre 1805 seine Ernennung zum Hofkaplan und Hofburgvikar sowie 1806 die Berufung auf den neu errichteten Lehrstuhl für „Unterweisung und Erziehung der Jugend“ an der Wiener Universität. Milde schrieb damals ein zweibändiges Lehrbuch der Erziehungskunde, das bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in Österreich für alle Pädagogen maßgebend blieb.

Aus gesundheitlichen Gründen ging aber Milde bald in die Pfarrseelsorge. 1823 wurde er zum Bischof von Leitmeritz ernannt, wo Bischof Hurdalek hatte zurücktreten müssen. In dieser schwierigen Situation reorganisierte der neue Bischof das Priesterseminar und setzte sich energisch für eine gute Ausbildung seiner Priester und aller Lehrer ein. Schon 1831 nominierte ihn Kaiser Franz I. in Würdigung seiner pastoralen Leistungen zum ersten bürgerlichen Erzbischof in Wien. Auch in der Kaiserstadt setzte Erzbischof Milde sein Pastoralkonzept fort. Wie in Leitmeritz ordnete er auch in Wien das Priesterseminar neu und war bei den Visitationen in den Pfarreien seiner Erzdiözese auf die Qualität von Schule und Katechese bedacht.

Der als Pädagoge, Priesterbildner und Seelsorger große Erzbischof hielt sich bei der Revolution im Jahre 1848 sehr zurück und verordnete seinem Klerus strikte politische und publizistische Abstinenz, was ihm Widerstand von Laien und auch von Geistlichen aus den Reihen des niederen Klerus einbrachte. Die Initiative zur ersten österreichischen Bischofskonferenz 1849 in Wien ging deshalb auch nicht vom Wiener Fürsterzbischof Milde, sondern vom Salzburger Kardinal Schwarzenberg und dem Seckauer Fürstbischof Rauscher aus.

Als 1875 sein Nachfolger Josef Othmar Kardinal Rauscher starb, folgte ihm als Erzbischof der Sudetenschlesier Johann Rudolf Kutschker. Während seiner Zeit als Erzbischof war in Klosterneuburg als Propst Ubald Kosteritz. Er stammte aus Littau in Nordmähren, wo er am 12. Dezember 1828 geboren wurde. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Olmütz begann er dort mit dem Philosophiestudium, trat aber bald in das Stift Klosterneuburg ein, wo er 1852 seine Gelübde ablegte. Im Stift versah er das Amt des Novizenmeisters, später war er auch Professor für Pastoraltheologie an der theologischen Hauslehranstalt, außerdem Archivar und Haushistoriograph. 1882 wählten ihn seine Mitbrüder zum Propst. Als solcher zeigte er sich als ein großer Mäzen und Förderer von Kunst und Wissenschaft. Er vergrößerte die Kunstsammlungen des Klosters und tat viel für den Ausbau der Bibliothek. Propst Kosteritz starb am 3. Oktober 1902 als Mitglied der k.k. Zentralstelle für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, über die er auch selbst literarisch und publizistisch arbeitete.

Erzbischof Kutschker hatte in Wiese in Österreichisch-Schlesien 1810 das Licht der Welt erblickt, das Gymnasium in Troppau besucht und dann in Olmütz, später in Wien Theologie studiert. 1833 wurde er zum Priester geweiht. In Wien war er Stipendiat am Frintaneum, einem von Kaiser Franz I. gegründeten Konvikt für Weltpriester, das den Namen des späteren Bischofs von St. Pölten Jakob Frint trug, der dieses Seminar seit der Gründung 1816 geleitet hatte. Frint stammte aus Kamnitz in Nordböhmen. Der spätere Leitmeritzer Bischof Anton Frind war sein Großneffe. Aus dem Frintaneum ging eine ganze Reihe bedeutender Theologen und Bischöfe hervor.

Nach seiner Dissertation 1834 lehrte Kutschker bis 1852 als Moraltheologe an der Universität Olmütz, bis er zum k.k. Hof- und Burgpfarrer in Wien berufen wurde. Dort wurde er bald Dompropst und 1862 Weihbischof und Generalvikar des Erzbistums Wien. In dieser Zeit war er auch im Ministerium für Cultus und Unterricht in wichtigen Angelegenheiten tätig. 1876 erfolgte seine Ernennung zum Erzbischof von Wien und bereits ein Jahr später die Erhebung zum Kardinal. Er starb 1881.

Kutschker war ein anerkannter Moraltheologe und Kirchenrechtler und versuchte als Theologe und Erzbischof im Kulturkampf in Österreich zwischen Liberalen und Konservativen zu vermitteln.

Auch der 1913 zum Erzbischof ernannte und spätere Kardinal Piffl war zunächst Klosterneuburger Augustinerchorherr. 1864 in Landskron im Schönhengstgau geboren, ging er 1883 ins Kloster, erhielt dort den Ordensnamen Friedrich und wurde 1888 zum Priester geweiht. Er war Frühprediger in Klosterneuburg, später Kaplan in Floridsdorf und in Wien-Heiligenstadt, wo er die sozialen Nöte der Arbeiter kennenlernte. Deshalb engagierte er sich in der Caritas und im Gesellen- und Arbeiterverein, später auch in der Christlich-Sozialen Partei. Er gründete die *Zeitung für Stadt und Land*, in der er scharfe Artikel in sozialen Anliegen schrieb. Propst Kosteritz holte ihn als Dozenten an die Klosterneuburger Lehranstalt und ernannte ihn 1898 zu seinem Sekretär. Nach dem Tode von Kosteritz wurde Piffl zunächst Verwalter der Stiftungsgüter in Ungarn und 1907 in einstimmiger Wahl Propst des Stiftes. Während seiner Amtszeit war Thronfolger Franz Ferdinand ein regelmäßiger Gast im Stift. Wie seine Vorgänger förderte Propst Piffl Kunst und Wissenschaft, aber auch den Wohnungsbau für Arbeiterfamilien. Der 1914 zum Kardinal Ernannte nahm bereits nach dem Tode Pius' X. an der Wahl Benedikts XV. teil. Während des Ersten Weltkriegs zeigte er Treue zur Monarchie, erkannte aber auch die Zeichen der Zeit und war loyal zur 1918 ausgerufenen Republik. Als Führer des österreichischen Episkopats machte er aus seiner Nähe zur Christlich-Sozialen Partei keinen Hehl, was ihm viele Angriffe einbrachte. 1922 wurde er auch Apostolischer Administrator

des Burgenlandes, das damals von Ungarn an Österreich gekommen war. Unter seiner Amtszeit entstanden das *Wiener Kirchenblatt* und das *Kleine Kirchenblatt* ebenso wie die Studentenseelsorge und das Seelsorgeinstitut. Er baute Kirchen und leitete die Verhandlungen über das Konkordat ein. Nach einem ersten Schlaganfall 1930 starb er am 21. April 1932 in Wien.

Über seinen Nachfolger Theodor Innitzer aus Neugeschrei bei Weipert im Erzgebirge werden wir wegen seiner umstrittenen Haltung gegenüber dem Dritten Reich nach dem Anschluss Österreichs 1938 gesondert und ausführlich berichten.

Nachdem Piffl sein Amt als Propst in Klosterneuburg aufgeben musste, leitete in der Person von Joseph Kluger erneut ein Sudetendeutscher das Stift. Er war im nordmährischen Tesstal geboren und seit 1919 Generalabt der österreichischen Kongregation der regulierten Chorherren. Unter seiner Leitung konnte der gebürtige Olmützer Chorherr Pius Parsch das Volksliturgische Apostolat mit den Zeitschriften *Bibel und Liturgie* und *Leben mit der Kirche* gründen. Unter diesem Propst trat auch Karl Scholz aus Mährisch-Schönberg ins Stift ein, der den Ordensnamen Roman erhielt und 1944 hingerichtet wurde. Zum 800. Todestag des hl. Leopold, des Patrons von Niederösterreich, weihte Propst Kluger 1939 einen neuen Reliquienschrein für den Heiligen ein, da der alte Silbersarg nach den napoleonischen Kriegen abgegeben werden musste. Der neue Schrein entstand nach Ideen und unter der Leitung des Chorherrn Wolfgang Pauker aus Tracht in Südmähren.

Sicher sind in Klosterneuburg extrem viele Sudetendeutsche vertreten, aber auch in allen anderen Stiften Österreichs war ihr Anteil bedeutsam, wenn auch nicht so augenfällig wie in Klosterneuburg. Der 1624 angelegte Chorherren-Katalog im Archiv des Stifts Klosterneuburg enthält in 400 Jahren 232 Chorherren aus den böhmischen Ländern. Es gab Zeiten, da mehr als die Hälfte des Personalstandes in Klosterneuburg aus Böhmen, Mähren und Schlesien stammte, so am Vorabend des Ersten Weltkriegs, als von 92 Chorherren 51 Sudetendeutsche waren. Von den 232 namentlich Bekannten stellt Mähren 124. Aus Böhmen kamen 74, aus Schlesien 29, aus der zum Erzbistum Prag gehörenden Grafschaft Glatz drei, aus der Lausitz zwei Chorherren. In zwei Jahrhunderten, und zwar seit der Wahl von Floridus Leeb 1782 hatte Klosterneuburg fünf Pröpste aus Mähren und einen aus dem böhmischen Teil des Schönhengstgau.

Als Piffl 1913 Erzbischof von Wien wurde, war ein anderer Sudetendeutscher bereits Weihbischof in Wien: Hermann Zschokke, der voriges Jahr 175 Jahre alt geworden wäre. Der 1838 in Böhmisches-Leipa geborene Bibelwissenschaftler war von 1864 bis 1866 Direktor des österreichischen Pilgerhauses in Jerusalem gewesen und hatte Altes

Testament an der Universität Wien gelehrt, deren Rektor er auch war. 1868 wurde er Hofkaplan in Wien, 1892 Domkapitular. Seit 1891 war Zschokke Mitglied des Herrenhauses, von 1901 bis zu seinem Tode 1920 Weihbischof in Wien. Er hinterließ zahlreiche wissenschaftliche Werke zur Bibel, schrieb Lehrbücher der arabischen, aramäischen und syrischen Sprache und Bücher über Konstantinopel und die Österreicher im Heiligen Land. Bis heute aktuell ist ein Titel wie „Religiöse, sociale und häusliche Verhältnisse unter dem Einflusse des Islam“ aktuell geblieben.

Bereits zu seinen Lebzeiten und noch vor seiner Ernennung zum Weihbischof würdigte ihn Constantin von Wurzbach im letzten Band des *Biographischen Lexikons des Kaiserthums Österreich* und betonte die hohe Anerkennung, die Zschokkes Werke erfuhren. Zschokke reiste viel, nicht nur im Heiligen Land, Syrien und Ägypten während seiner Tätigkeit in Jerusalem, sondern später in ganz Europa. Über diese Bildungsreisen publizierte er zahlreiche Berichte in Zeitschriften, und zwar über Skandinavien, Spanien und die britischen Inseln ebenso wie über Russland und den ganzen Donaauraum sowie über seine Reisen nach Nordamerika. Seine *Institutiones fundamentales*, die er in Latein für das Arabische und Aramäische veröffentlichte, sind noch heute geschätzt, denn sie bringen den Studenten das Aramäische sowohl in hebräischer als auch in syrischer Schrift nahe.

Unter Kardinal Piffl wurde noch ein weiterer Sudetendeutscher Weihbischof in Wien: Franz Kamprath war ein Mährer aus dem Kuhländchen. 1871 in Neutitschein geboren, besuchte er das Gymnasium in Mährisch Weißkirchen und trat nach der Matura ins Wiener Priesterseminar ein. Nach der Priesterweihe war er kurz in der Seelsorge, dann als Studienpräfekt und Subregens am Priesterseminar tätig, ehe er nach seiner Promotion Sekretär und Zeremoniar von Kardinal Gruscha wurde. Als solcher nahm er an der Papstwahl 1903 teil und wurde Zeuge, wie sich der Krakauer Kardinal im Auftrag von Kaiser Franz Joseph gegen die Wahl von Kardinal Rampolla aussprach, woraufhin Pius X. gewählt wurde. Kaiser Franz Joseph hatte als letzter Laie und Souverän das Recht, bei einem Konklave ein Veto einzulegen. Für den Fall einer Wahl Rampollas hatte er den Krakauer Kardinal entsprechend instruiert. Seit 1911 war Kamprath Kanonikus des Metropolitankapitels St. Stephan. Kardinal Piffl ernannte ihn 1929 zum Generalvikar und Dompropst, der Papst im selben Jahr zum Weihbischof in Wien. Auch unter Kardinal Innitzer war er weiterhin Generalvikar und maßgeblich an den Verhandlungen über das österreichische Konkordat beteiligt. Wegen seiner Verdienste wurde er von Papst Pius XII. 1944 zum Titularerzbischof erhoben. 1950 trat er als Generalvikar zurück und starb am 8. April 1952 in Wien.

Im 20. Jahrhundert war nur Kardinal König ein „echter“ Österreicher aus dem Gebiet des 1918 verbliebenen Österreich. Kardinal Groer hatte mährische Eltern und wuchs in Brünn auf. Der heutige Erzbischof und Kardinal Schönborn ist 1945 noch vor der Vertreibung in Nordböhmen geboren.

Rudolf Grulich

Unser Bücherangebot

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.**

164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat.

Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.